

Geschichte und Gesellschaft

Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft

Herausgegeben von

Werner Abelshauser / Helmut Berding / Klaus von Beyme / Gisela Bock /
Ute Frevert / Wolfgang Hardtwig / Wolfgang Kaschuba /
Jürgen Kocka / Dieter Langewiesche / Wolfgang J. Mommsen /
Hans-Jürgen Puhle / Reinhard Rürup / Wolfgang Schieder /
Klaus Tenfelde / Richard H. Tilly / Hans Peter Ullmann /
Hans-Ulrich Wehler / Heinrich August Winkler / Hartmut Zwahr

Geschäftsführend

Wolfgang Hardtwig / Hans-Peter Ullmann / Hans-Ulrich Wehler

24. Jahrgang 1998

Vandenhoeck & Ruprecht
in Göttingen

EA 236P

Redaktionsanschrift

Geschichte und Gesellschaft Prof. Dr. H.-U. Wehler, Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld

DA000

G' 580

24



140/3087512+2

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind in allen ihren Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1998 by Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
Printed in Germany
Gesamtherstellung: MB Verlagsdruck, M. Ballas, Schrobenhausen

140/h

Die Sozialgeschichte der Väter

Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft

von Thomas Welskopp

Wenn einmal die Frühgeschichte der modernen deutschen Sozialhistorie geschrieben werden sollte, dann verspricht dies, ein höchst spannendes Projekt zu werden. Selbst eine kursorische Lektüre der damaligen programmatischen Plädoyers für eine methodologische Umorientierung der Geschichte auf eine *Historische Sozialwissenschaft* vermittelt bereits eindrücklich den mitreißenden Elan, das beträchtliche Selbstbewußtsein und den beflügelnden Fortschrittsoptimismus jener Zeit des Aufbruchs seit Anfang der 1970er Jahre. Angesichts des heute vielfach gepflegten postmodernen Beliebigkeitszynismus, der nur die Kriterien der Ästhetisierung und individuellen Befindlichkeit anerkennt, kann da ein Anflug intellektuellen Neides aufkommen: Soviel Aufbruch wie damals haben wir heute jedenfalls nicht.¹

Hinter einige in jener Zeit entwickelte Standards werden auch nachfolgende Historikergenerationen nicht zurückfallen wollen. Die moderne Sozialgeschichte erst importierte z.B. den Modus der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in die Provinz der Historie. Damit fiel die unhinterfragte Doktrin von der eigengesetzlichen Logik und Dominanz der Politik. Man konnte nun soziale Prozesse aus ökonomischen Grundbedingungen erklären und politische Konstellationen und Wandlungen aus den organisierbaren Interessen, die sich im Bereich des Sozialen formierten.² Mit dem Blick auf gesellschaftliche Grundkonflikte und deren politische Folgen wurde Kritik möglich. Tendenziell verlagerte sich die Funktion von Geschichte von der einer identitätsstiftenden Legitimationswissenschaft auf die einer kritischen historischen Gesellschaftsdiagnose mit politisch-pädagogischem Anspruch.³

Da historische Gesellschaftskritik diskursiv vermittelbare Normen voraussetzt, war in einer solchen Reorientierung die Öffnung gegenüber theore-

1 Vgl. z.B. H.-U. Wehler, Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft, in: J. Kocka u. T. Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte (= Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, Bd. 3)*, München 1979, S. 17-39; J. Kocka, *Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse*, in: *GG 1*, 1975, S. 9-42.

2 Vgl. T. Mergel u. T. Welskopp, *Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie*, in: dies. (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte*, München 1997, S. 9-35; 12 ff.

3 H.-U. Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, Göttingen 1980⁴, S. 12 f.

tischen Aussagesystemen angelegt.⁴ *Historische Sozialwissenschaft* drängt auf die Auseinandersetzung mit gesellschaftstheoretischen Erklärungsmustern. Ihr Fluchtpunkt war und ist die Generalisierung eher als das Einklagen des individuell Besonderen. Denn nur, wenn man historische Phänomene in generalisierungsfähige Bezugsrahmen spannt, kann man sie als exemplarische Ausprägungen eines allgemeineren Musters oder als Abweichungen von diesem identifizieren. Nur im theoretischen Zugriff lassen sich historische Phänomene *erklären*, d. h. im Rahmen systematischen gesellschaftlichen Regelwissens verorten, das Kontingenzspielräume ausloten und vermessen hilft. Es sind *theoretische Sonden*, die die Position eines historischen Phänomens zwischen Determiniertheit und Kontingenz bestimmen. Dies etabliert zu haben bedeutete einen gewaltigen Fortschritt gegenüber einer weniger historistisch als von einer irrationalen Theorieaversion geprägten, tief eingewurzelten deutschen Geschichtstradition, deren genetisch-individualisierendes Vorgehen zwischen Notwendigkeit und Zufall nicht unterscheiden konnte, den historischen Prozeß entweder, sich den Zeitgenossen mimetisch anverwandelt, für völlig offen erklärte oder in der Rückprojektion von den Ergebnissen her als schicksalhafte Zwangsläufigkeit überdeterminierte.⁵

Die Öffnung der modernen Sozialgeschichte gegenüber der Theorie ebnete den Weg zum ausgearbeiteten Vergleich. Komparative Verfahren verlangen in größerer Schärfe nach theoretischer Orientierung, als dies Einzelfallstudien oft bewußt wird. Sie tragen zugleich zur Begriffsbildung bei, da sie mehrere historische Realitäten in diese einbringen. Der theoriegeleitete Vergleich ist ein Konstruktionsakt, der viel mit Selektion, Isolation und einer nur begrifflich zu leistenden Verknüpfung zu tun hat.⁶ Daher rennen einige Kulturhistoriker, wenn sie, gestützt auf Argumente der linguistischen Wende, den konstruktivistischen Charakter jeder Geschichte betonen, bei der Sozialgeschichte eigentlich offene Türen ein. Von der *Anlage* her müßte sich das Verhältnis zwischen theoriegeleiteter Deutung und dem, was man „historische Realität“ nennt, im Rahmen der Sozialgeschichte sogar präziser bzw. plausibler bestimmen lassen als im kulturhistorischen Modus der „Textualisierung“. Da sie beide analytisch trennt, besitzt sie immerhin Begriffe, die ihren Abstand voneinander bezeichnen können. Damit bewegt sie sich eigentlich im Erfahrungshorizont eines jeden handelnden Menschen. Wenn das Verhältnis zwischen histori-

4 Vgl. J. Mooser, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte, in: Fischer Lexikon Geschichte, Hg. R. van Dülmen, Frankfurt 1990, S. 86–101.

5 Vgl. hierzu ausführlich: T. Haussmann, Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum deutschen Kaiserreich 1871–1918, Frankfurt 1991, bes. S. 301 ff.

6 Vgl. T. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: AFS 35. 1995, S. 339–67.

scher Aussage und „Wirklichkeit“ auch weitaus komplizierter ist, als in der Praxis der Sozialgeschichte oft eingestanden, so bietet doch allein die Annahme der Existenz einer solchen Realität einen Ansatzpunkt dafür, die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Erschließbarkeit zu bestimmen.⁷ Historische Forschung konstruiert Fiktionen des Faktischen, weil sie sich mit Realitäten befaßt, die nur in der retrospektiven Konstruktion zugänglich sind.

Die kulturgeschichtliche Reduktion von Theorie und Realität auf den sprachlichen Modus entzieht sich eigentlich einer solchen Bestimmung. Im Grunde führt sie dazu, den „Diskurs“ zu verabsolutieren, ihn an die Stelle gesellschaftlicher „Wirklichkeit“ zu setzen und ihn nun umgekehrt gegenüber den zeitgenössischen Akteuren zu verdinglichen, indem sie dazu neigt, die Frage nach deren Erfahrungen – und das sind Konfrontationen von Deutungsmustern mit einer sperrigen „Realität“ – gar nicht mehr zu stellen. Diskurse entstehen und modifizieren sich nicht ohne den sozialen Kontext der Akteure, die ihn führen. Die Sozialgeschichte hat mit größtem Recht ein Interesse an der „Lebendigkeit“ der Autoren, an ihrer Integrität als sozial handlungsfähigen Akteuren.

Die Theoriedebatte hat schließlich zu einem deutlichen Anstieg des Niveaus methodischer Selbstreflexion geführt. Die meisten methodisch-theoretischen Debatten in der deutschen Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren sind entweder im Rahmen oder unter Beteiligung der modernen Sozialgeschichte geführt worden. Auch diese Einmischungsbereitschaft halte ich für eine beachtliche Errungenschaft.

Folgt man den Manifesten der 1970er Jahre, dann mußte in der *Historischen Sozialwissenschaft* ein ungeheures Entwicklungspotential stecken, das eine hohe interne Veränderungsdynamik beinhaltete. Das waren Verheißungen, die freilich nur zum Teil eingelöst worden sind. Auf dem Gebiet der Empirie folgte in den letzten zwei Jahrzehnten eine gewisse Konzentration auf bestimmte Genres: quantifizierende Schichtungs- und Mobilitätsanalysen; um ein Schichtungs- und Mobilitätskapitel gruppierte sozialhistorische Lokalstudien, die häufig in eine Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung einmündeten; Verbandsstudien, die das *Vorfeld* von Politik und Organisation sozialhistorisch verbreiterten und Verbindungen zogen zwischen spezifischen sozialen Gruppen und ihren organisierten Interessen; allgemeine Arbeitergeschichte im Sinne des „Klassenbildungsparadigmas“ und schließlich Systemstudien zumeist des *Deutschen Kaiser-*

7 Die Vorannahme einer existierenden und prinzipiell erschließbaren Realität impliziert nicht, daß diese unproblematisch zu erfassen sei. In diesem Punkt sind sich übrigens die Sozialgeschichte und eine zunehmend selbstkritisch gewordene Alltagsgeschichte, in der seit einiger Zeit interessante Selbstverständigungsdebatten in Gang gekommen sind, einig: vgl. etwa: R. Sieder, Alltagsgeschichte. Zur Aneignung der Verhältnisse. Ein Gespräch mit Alf Lüdtke, in: ÖZG 2. 1991, S. 104–13, 112; P. Sarasin, Arbeit, Sprache – Alltag. Wozu noch „Alltagsgeschichte“? in: Werkstatt Geschichte 15. 1996, S. 72–82.

reichs im Rahmen der Diskussion um den deutschen „Sonderweg“. Das, so scheint mir, macht im großen und ganzen den empirischen Kern der disziplinär etablierten *Historischen Sozialwissenschaft* in Deutschland aus. Diesen Kern hat die Bürgertumsforschung seit den 1980er Jahren ironischerweise gesprengt, obwohl sie aus seiner Mitte hervorging. Offensichtlich war die interne Verarbeitungskapazität der *Historischen Sozialwissenschaft* deren zentrifugalen Tendenzen doch nicht gewachsen. In der Folge stellte sich thematische und methodische Erweiterung vielfach als Addition und Vereinnahmung unverbundener, zuweilen konkurrierender und häufig nicht miteinander kommunizierender Ansätze dar. *Historische Sozialwissenschaft* und *Gesellschaftsgeschichte* wölbten sich zu einem weiten Dach auf, in dessen Schatten alles möglich schien, dem aber eine wirkliche Integration dessen, was unter seinem Label als Geschichte betrieben wurde, nicht mehr gelang.⁸

Das scheint mir die Ursache für das paradoxe Bild zu sein, das sie aktuell in der Fachöffentlichkeit abgeben: *Zum einen* unterstellt man der Sozialgeschichte geradezu imperialistische Kolonisierungsabsichten, mit disziplinierenden und verarmenden Konsequenzen für die solcherart dem eigenen Imperium einverleibten Neuansätze. Mit der Metapher von der „kleinen Raupe Nimmersatt“ hat Michael Jeismann dieses Bild so pointiert wie boshaft beschworen.⁹ *Zum anderen* warf man der Sozialgeschichte sozialökonomischen und strukturalistischen Reduktionismus vor und reduzierte sie damit umgekehrt auf ihren engeren disziplinären Kern. Das trifft etwa für die Herausforderer zu, die unter dem selbstgewählten Label der *Kulturgeschichte* nicht etwa die Sozialgeschichte kulturell zu erweitern, sondern sie als disziplinären Leitsektor aus dem Feld zu schlagen trachten.¹⁰ Häufig steht heute Sozialgeschichte nicht mehr für einen besonders breiten, facettenreichen, phantasievollen Zugang zur Geschichte moderner Gesellschaften, sondern für einen begrenzten, sozialstatistisch geprägten und erklärungs-deterministischen Ansatz.¹¹ Beide Positionen verweisen trotz ihrer gegensätzlichen Stoßrichtung auf tatsächlich existierende Probleme der *Historischen Sozialwissenschaft*: auf ihre abnehmende theoretische Integrationskraft bei fortgesetzt starker disziplinärer Stellung und auf

8 Vgl. z. B. M. Hettling u. a., Vorwort, in: dies. (Hg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. Fs. H.-U. Wehler, München 1991, S. 9–10.

9 M. Jeismann, Verpuppt, in: FAZ Nr. 272, 22. 11. 1995, S. N 5. Vgl. auch: R. Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: H. Lehmann (Hg.), Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, S. 5–28, 7.

10 Vgl. U. Daniel, „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: GG 19, 1993, S. 69–99; dies., Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: W. Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 54–64; Vierhaus, Rekonstruktion historischer Lebenswelten, S. 8f.

11 Vgl. ebd., S. 8ff.

die abnehmende Leuchtkraft ihrer Vision. Der Grad ihrer künftigen Attraktivität wird davon abhängen, ob sie diese Integrationskraft in aktiver Anstrengung wiedergewinnen kann und ob sie überlegene Antworten auf die historischen Fragen der Gegenwart und der Zukunft zu formulieren versteht.

Denn die vorhin so positiv hervorgehobene Neigung zur theoretisch-methodologischen Selbstreflexion ist seit geraumer Zeit weit zurückgetreten. Die Sozialgeschichte war in den letzten zwei Jahrzehnten nie wieder so kämpferisch, phantasievoll und offen für interdisziplinäre Anregungen wie in ihrer Phase als „underdog“ im Etablierungskampf mit der atheoretischen politischen „Mainstream“-Geschichte. In den 1980er Jahren galt es bereits, in bestimmten Bereichen der deutschen Geschichte Deutungsmonopole zu verteidigen. Man parierte den Ansturm der „Alltagsgeschichte“, aber nicht, indem man hinter zuweilen ungeschickt vorgetragenen, theoretisch fragwürdigen Positionen nach unter Umständen tatsächlich existierenden methodologischen Problemen im eigenen Lager suchte. Vielmehr begnügte man sich damit, die Auseinandersetzung unter Verweis auf die Dürftigkeit der gegnerischen Argumente für „gewonnen“ zu erklären und die andere Position in disziplinäre Nischen abzudrängen.¹² Es ist nicht sicher, ob die „Geschlechtergeschichte“ dem gleichen Schicksal wirklich entronnen ist. Ansonsten entwickelte die *Historische Sozialwissenschaft* vielleicht unausweichliche Züge eines in Teilbereichen der Geschichte herrschenden hegemonialen Paradigmas. Mechanismen der formellen Einvernahme bei inhaltlicher und methodischer Marginalisierung wurden sichtbar. Nach außen konnte man zeigen, was unter dem eigenen Dach alles möglich war. Konsequenzen wie eine etwaige Modifizierung eigener theoretischer Standards und „Metaerzählungen“ hatte das kaum.¹³ Es hat sich bisher als schwierig erwiesen, die *Historische Sozialwissenschaft* von innen heraus zu erweitern. Vielleicht erklärt auch das z. T. die Vehemenz, mit der die *Kulturgeschichte* gegen die eng verstandene oder sich selber zu eng verstehende Sozialgeschichte polemisiert.¹⁴ Verantwortlich für das Erlahmen des theoretischen Schwungs war jedoch nicht nur die erfolgreiche Überwindung der Gegner, das Einigeln in disziplinären Nischen, in denen man sich gegenseitig in Ruhe ließ, oder gar das Verschwinden von Antagonisten wie der marxistisch-leninistischen Sozialgeschichte der DDR. Vielmehr sehe ich in der theoretischen und metho-

12 Vgl. z. B. J. Kocka, Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre, in: Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, S. 33–39.

13 Vgl. etwa die Technik der Verarbeitung „sperriger“ neuerer Literatur in: J. Kocka, Historische Komparatistik in Deutschland, in: H. G. Haupt u. J. Kocka (Hg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt 1996, S. 47–60; vgl. auch H. Kaelble, Vergleichende Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Forschungen europäischer Historiker, in: ebd., S. 91–130.

14 Vgl. dazu kritisch: R. Sieder, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? in: GG 20, 1994, S. 445–68.

dischen Architektur der *Historischen Sozialwissenschaft* mehrere Konstruktionsfehler, die ihre tatsächliche Erweiterbarkeit empfindlich begrenzen. Diese führen in der Selbstreflexion zu Begründungsaporien; in der Folge rekurrierte man auf die Debatte nur noch auf besonders hohen äußeren Druck hin, und dann eher im Gestus des Abwehrkampfes nach außen als in der Weiterführung des inneren Dialogs.¹⁵ Selbst offen reduktionistische Auffassungen hört man heute zuweilen in der Diskussion: Die theoretische Debatte dürfe nicht ausufern, an dem erprobten methodischen Arsenal wisse man wenigstens, was man habe; wenn sich aus der „Raupe Nimmersatt“ nur ein solider flugtauglicher Nachtfalter entwickle, dann sei das einem „kulturalistischen“ Tagpfauenauge vorzuziehen, das farbenprächtig schillere, aber ziellos von einer bunten Bedeutungsblüte zur anderen flattere.¹⁶ Gegen die erhobenen Ansprüche auf theoretische Reorientierung und methodische Erweiterung stehen somit Argumente im Raum, die seinerzeit eine konventionelle quellenpositivistische Politikgeschichte gegen die Experimentierfreudigkeit und den Ehrgeiz der jungen Sozialhistoriker ins Feld geführt hatte.

Ich will im folgenden ausgewählte theoretische Grundprobleme der *Historischen Sozialwissenschaft* aus heutiger Sicht umreißen, um danach etwaige Orientierungsziele für die Zukunft zu skizzieren:

1. Der Strukturalismusvorwurf, den die Herausforderer der Sozialgeschichte seit der „Alltagsgeschichte“ erhoben haben, wird von jener nicht mehr bestritten.¹⁷ Diese strukturalistische Schiefelage ist disziplingeschichtlich erklärlich: als zu weit auspendelnde Gegenreaktion gegen das intentionalistische Individualitätspostulat des Historismus. Für die Analyse moderner, sich industrialisierender Gesellschaften bestand unstreitig ein Bedarf an Kategorien, die in der Lage waren, überindividuelle Zusammenhänge und kollektives Handeln zu erfassen. Das Streben nach historischer *Erklärung* begünstigte eine solche strukturalistische Ausrichtung, da diese eine kausale Architektur bereits beinhaltet: Historische Vorgänge und Handlungen konnte man nun durch den analytischen Rekurs auf vor diesen liegende strukturelle Handlungsbedingungen erklären. Damit aber extrahierte man gewissermaßen Struktur und Prozeß aus der Praxis

15 Kocka, Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre, S. 38, begrüßt sogar die Nichtrezeption bestimmter, zumeist aus dem angelsächsischen Sprachraum stammender linguistischer und postmoderner Theorieansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft. M.E. wäre eine unbefangene Rezeption und kritische Auseinandersetzung, die auf die Kraft des stärkeren Arguments setzt, eine wesentlich produktivere und eigentlich allein legitime Alternative zu einem solchen Abschottungsgestus.

16 Vgl. etwa H.-U. Wehler, Kommentar, in: Mergel u. Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, S. 351–66; 353 f., 360 f.

17 Vgl. etwa: H.-U. Wehler, Von der Herrschaft zum Habitus, in: *Die Zeit*, Nr. 44, 25. 10. 1996, S. 46; Kocka, Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre, S. 38 f.; W. Hardtwig u. H.-U. Wehler, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996, S. 7–13.

der zeitgenössischen Akteure. Man verdinglichte sie zu Zusammenhängen einer eigenen funktionalen Logik, vor deren Hintergrund die Zeitgenossen wie Marionetten erschienen. Demgegenüber haben die Herausforderer der Sozialgeschichte das historische Recht des individuellen Subjekts eingeklagt. Freilich kam es dabei zu quasi spiegelbildlichen Mißverständnissen: Entgegen verbreiteten Denkgewohnheiten in der Kulturgeschichte ist „Kultur“ oder der „Diskurs“ nicht der eigentliche Hort von „agency“ vor der betonharten Drohkulisse der Strukturen. „Agency“ ist auch nicht gleich Nichtanpassung, Widerstand gegen systemische Zwänge, „Kultur“ zwar das Qualitative an Praxis, nicht notwendig aber das individuell Besondere mit eigener Dignität.¹⁸ Zudem geht, wie die Verdinglichungstendenzen des Diskursbegriffes demonstrieren, „Kultur“ keineswegs in „Erfahrung“ auf. „Kultur“ besitzt selber eine strukturelle Dimension. Gerechtfertigt ist jedoch die Forderung, historische Prozesse nicht nur als mechanische Bewegungen, sondern als Ergebnis der Handlungen Vieler transparent zu machen. Im Grunde geht an dieser Stelle die Kritik der Kulturgeschichte gar nicht tief genug. Das Bild von der „harten“ Struktur und vom „überindividuellen“ Prozeß selber, das in der Sozialgeschichte weiterhin dominiert, ist soziologisch unplausibel, weil erfahrungsfern. Die Sozialgeschichte leidet nicht nur an einem defizitären Handlungsbe-
griff, der im Grunde von dem Intentionalismus ihrer historistischen Vorläufer gar nicht weit entfernt ist. Vielmehr leidet sie unter der konzeptionellen Schwäche ihres theoretischen Kernbegriffes selbst. Struktur ist hier in der Regel gleichbedeutend mit dem analytischen Schnittmuster, das der Forscher von seinem Gegenstand anfertigt.¹⁹ Problematisch ist es, dieses Schnittmuster mit den historisch tatsächlich handlungsleitenden Beziehungsmustern zu identifizieren. Nur im Handeln der Zeitgenossen manifestieren Strukturen ihre Existenz, indem sie dieses regelhaft ordnen. Es reicht daher nicht hin, Struktur als regelhaftes Verhalten klassifizierend zu bestimmen. Es kommt darauf an, die beobachtete Regelmäßigkeit des Handelns darauf zurückzuführen, daß und wie die Akteure tatsächlich auf die angegebenen Regeln rekurrieren. Akzeptiert man dies, dann muß

18 Exakt solche Konnotationen finden sich in den meisten Plädoyers für eine „Kulturgeschichte“ in entlarvender Deutlichkeit. Dort wird die geforderte Aufwertung der handelnden Akteure bezeichnenderweise in der Regel mit dem gesteigerten Interesse am „Nicht-linearen“, „Vielfältigen“, „Besonderen“, „Individuellen“, „Widerspenstigen“, auch „Zufälligen“ und „Ereignishaften“ begründet – eine moralisierende Sicht, die ihrerseits paradoxerweise implizit von einem besonders harten Begriff der „Strukturen“ und „Prozesse“ ausgeht. Vgl. Daniel, *Quo vadis, Sozialgeschichte?* S. 58; Vierhaus, *Rekonstruktion historischer Lebenswelten*, S. 11 f., 18. Vgl. die berechtigte Kritik in: Sarasin, *Arbeit, Sprache – Alltag*, S. 74.

19 Der sozialhistorische Strukturbegriff ist selten explizit entwickelt worden. Prägend war sicherlich R. Kosellecks Definition in: R. Koselleck, *Zur Theorie und Methode historischer Zeitbestimmung*, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1984², S. 107–207.

man zu einem Konzept von Struktur gelangen, das diese in wesentlichen Teilen in die handelnden Subjekte zurückverlegt. Struktur ist dann nicht nur Handlungsbedingung, sondern schließt Handlungsfolgen, Handlungssteuerung, Handlungswissen und Umweltdeutungen ein. Wenn man plausibel von Strukturen sprechen will, dann muß man demonstrieren können, wie diese als Handlungsregeln und Macht- bzw. Deutungsressourcen durch das Bewußtsein der Akteure hindurch in deren Handlungsvollzügen wirksam werden. Gefordert ist also nicht eine Erweiterung durch das *Hinzufügen* der Kategorie der Erfahrung zu einem beibehaltenen strukturrhetorischen Repertoire. Gefordert ist vielmehr ein grundlegender Umbau der Strukturkategorie selber.²⁰ Damit gibt man nicht einer Befindlichkeitsmode nach. Vielmehr eröffnet eine solche Modifikation die Möglichkeit zur Verfeinerung von *strukturellen Erklärungen*, die nur dann plausibel sind, wenn man sie jederzeit auf erfahrungsnahe Interaktions- und Beziehungsmuster „hinunterfiltern“ kann.²¹

2. In diesem Sinne ist Struktur auch nicht der „hermeneutikfreie Raum“, als der sie in der sozialhistorischen Metaphorik häufig erscheint. Wenn Strukturen nichts anderes sind als Modalitäten und Medien menschlichen Handelns, dann besitzen sie selber eine hermeneutische Dimension, da sie nicht unabhängig von den Deutungs- und Erfahrungsschemata erfaßt werden können, die die zeitgenössischen Akteure von ihnen entwickeln. Und umgekehrt ist „agency“ nicht die strukturfreie Nische der individuellen, diskreten Handlung, der dann mit dem bewährten Analysearsenal des Historismus beizukommen wäre. Zu häufig noch wird „Handlung“ automatisch mit dem Irregulären, Ereignishaften, Flüchtigen, Zufälligen gleich- und damit der vermeintlichen Stabilität der Struktur entgegengesetzt.²² Wenn es jedoch nur die konkreten Interaktionen der Akteure sind, in de-

20 Vgl. T. Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse. „Handeln“ und „Struktur“ bei Max Weber und Anthony Giddens, in: Mergel u. Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft, S. 39–70. Vgl. auch T. Mergel, Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft, in: Hardtwig u. Wehler (Hg.), Kulturgeschichte Heute, S. 41–77; 57f., 69.

21 Das ist eine berechtigte Forderung einer Variante der Mikrogeschichte, die ihre Kontexte nicht selbstgenügsam isoliert, sondern die Vermittlung mit gesellschaftlichen Zusammenhängen zum Programm erhebt. Vgl. Sarasin, Arbeit, Sprache – Alltag, S. 73; Sieder, Alltagsgeschichte; dort auch entsprechende Aussagen Alf Lütjkes. In diesem Bereich ergeben sich große Berührungsfelder zwischen einer mikrohistorisch erweiterten Sozialgeschichte und einer theoretisch anspruchsvoll gewordenen Mikrogeschichte, die ihren eigenen Anspruch auf gesellschaftliche Verknüpfung ernst nimmt.

22 So etwa wiederholt in: J. Kocka, Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte, in: W. Schieder u. V. Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 1: Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1986, S. 67–88; 85. Conzes Plädoyer für die Rekonstruktion „erfahrungsnaher“ Strukturzusammenhänge nennt Kocka bezeichnenderweise „irritierenden Konservatismus“: ebd., S. 79.

nen Struktur entsteht, gespeichert ist, reproduziert und modifiziert wird, dann bedarf es einer modernen soziologischen Konzeption sozialen Handelns, etwa im Sinne Max Webers oder Anthony Giddens', um diesem Zusammenhang methodisch gerecht zu werden.²³ Auch die Aufwertung des handelnden Akteurs ist nicht emphatischer Selbstzweck, sondern eine notwendige Voraussetzung für die Modifizierung des Strukturbegriffs.

3. Denn wenn man akzeptiert, daß Strukturen sich nirgendwo anders manifestieren als in den zeitgenössischen Interaktionszusammenhängen, dann stellt sich die Frage nach ihrer Entstehung und Vernetzung zu größeren Kontexten neu und verschärft. Es mutet eigenartig an, aber die moderne Sozialgeschichte hat bislang kein tragfähiges Konzept kollektiven Handelns entwickelt. Auch besitzt sie kein geeignetes begriffliches Instrumentarium, um Phänomene als Handlungszusammenhänge transparent zu machen, die institutionalisiertes Gemeinschaftshandeln etwa in Organisationen, Behörden und Unternehmen sind, nicht aber Gruppenhandeln im Sinne von Protest und Konflikt. Die Arbeitergeschichte des „working-class formation paradigm“ etwa kann den Normalfall der Routineproduktion in kapitalistischen Unternehmen weit weniger präzise analysieren als den Ausnahmefall des kollektiven Klassenkonflikts.²⁴ Und auch diesen erklärt man mit den Kategorien der sozialen Homogenisierung und Bewußtseinsangleichung ebensowenig plausibel wie der „klassische“ Marxismus mit seinen idealistischen Wurzeln. Daß solche Prozesse der Organisierung und kollektiven Konfliktformation komplexe Vorgänge kleiner primärer Gemeinschaftsbildung sind, die durch Vergesellschaftungsprozesse vernetzt und gebündelt werden, kann man bereits bei Max Weber lernen. Eine sozialhistorisch gehaltvolle Analyse des Kollektiven setzt also voraus, Gruppenbildungsprozesse nicht als reine Bewußtseinsprodukte und Ergebnisse von Lernprozessen zu betrachten, sondern in einer Gesellschaftsgeschichte als *Vergesellschaftungsgeschichte* soziologisch gehaltvoll zu rekonstruieren.²⁵

4. Damit ist verknüpft, daß die moderne Sozialgeschichte Institutionen stets wie anonyme monolithische Blöcke gezeichnet hat. Das hängt mit der Grundanlage der *Historischen Sozialwissenschaft* zusammen: Wäh-

23 Vgl. A. Giddens, Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung, Frankfurt 1984; ders., Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt 1988.

24 Um die theoriegeleitete Rekonstruktion solcher innerbetrieblichen Sozialbeziehungen geht es diversen, höchst interessanten Ansätzen in der Industrie- und Betriebssoziologie sowie in der Betriebswirtschaft. Vgl. etwa H. Minssen, Die Rationalität von Rationalisierung. Betrieblicher Wandel und die Industriosozologie, Stuttgart 1992; H. Kotthoff u. J. Reindl, Die soziale Welt kleiner Betriebe. Wirtschaften, Arbeiten und Leben im mittelständischen Industriebetrieb, Göttingen 1990; W. Küpper u. G. Ortman (Hg.), Mikropolitik. Rationalität, Macht und Spiele in Organisationen, Opladen 1992.

25 Vgl. Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse, S. 68f.; Mergel, Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“? S. 57f.; Vierhaus, Rekonstruktion historischer Lebenswelten, S. 23.

rend man sein Hauptaugenmerk auf den wenig institutionalisierten Analysebereich des „Sozialen“ richtete, blieb der diesem vorausliegende Bereich des „Ökonomischen“ sozial ebenso unterbestimmt wie der nachgeordnete des „Politischen“, das eigentliche *Explanandum* der politischen Sozialgeschichte. Wirtschaftliche Prozesse sind nicht selten in eine nahezu naturgesetzliche Rhetorik gekleidet worden. Was im Grunde erforderlich ist, ist eine *soziale* Geschichte der ökonomischen Sphäre, ebenso, wie es die soziale Geschichte des „Sozialen“ gibt. Auch in der modernen Wirtschaft ist Institutionenbildung und institutionelles Handeln ein zentrales Thema. Im Anschluß an Weber könnte man den Aufstieg des Kapitalismus auch mit guten Gründen als Entwicklungsgeschichte des modernen Unternehmens schreiben, mit seinen internen Macht- und Aushandlungsprozessen, mit seinen – oftmals verzerrten, doch handlungsleitenden – Wahrnehmungen des Marktes und inklusive seiner Kultur, die auch eine immer wieder umgeschriebene Geschichte seiner selbst beinhaltet.²⁶ Anders und doch ähnlich verhält es sich im Bereich des „Politischen“. Hier finden sich noch recht konventionelle Formen historischer Analyse neben einer sozialhistorischen Vertiefung des vorpolitischen Verbandsvorfeldes von Parteien und Staat. Ebenso wie in der ökonomischen Sphäre ist hier eine „Soziologisierung“ der Politik gefordert. „Neue Politikgeschichte“, immer wieder eingeklagt, kann nur eine „soziale Politikgeschichte“ heißen, die den *politischen als einen sozialen Prozeß* transparent macht. Politische Kultur, die Beziehungen zwischen Basis und Organisationen und das Organisationsbinnenleben können entscheidende Ansatzpunkte darstellen, um eine solche sozialhistorische Erweiterung der Politikgeschichte in die Wege zu leiten. Sozialgeschichte ist bislang überwiegend eine Geschichte des „Sozialen“ gewesen, die von der ökonomischen Entwicklung wesentlich bestimmt wird und die politische Entwicklung ein großes Stück weit erklärt. Es kommt darauf an, die Wechselwirkungen zwischen den drei Bereichen als soziale Prozesse zwischen institutionellen Handlungsfeldern zu rekonstruieren, die *sämtlich* als Sphären interner Vergesellschaftung im Weberschen Sinne anzugehen sind.²⁷ So richtig es ist zu ana-

26 Vgl. T. Welskopp, Der Betrieb als soziales Handlungsfeld. Neuere Forschungsansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte, in: GG 22. 1996, S. 118–42; ders. u. K. Lauschke, Einführung: Mikropolitik im Unternehmen: Chancen und Voraussetzungen beziehungsanalytischer Ansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte, in: dies. (Hg.), Mikropolitik im Unternehmen, S. 7–15. Vgl. auch die Titel in Anm. 24. Eine fruchtbare Perspektive auf diese Themenbereiche hat u. a. die Kulturanthropologie entwickelt: vgl. etwa B. Hergesell, Arbeiterkulturen im Betrieb. Interethnische Beziehungen zwischen Produktionsarbeitern, Frankfurt 1994.

27 Dieser Grundgedanke unterliegt dem Konzept des „sozialen Handlungsfeldes“, das sich in modernen Gesellschaften jeweils in den drei institutionellen Sphären des Betriebes und seiner Marktumwelt, der (privaten) Lebenswelt und des organisatorisch-politischen Bereichs analog anwenden läßt. Vgl. dazu: T. Welskopp, Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften. Kritische Skizzen und theoretische Überlegungen, in: K. Lauschke u. T. Welskopp (Hg.), Mi-

lysierten, daß politische Entscheidungsprozesse unter restriktiven Bedingungen stattfinden, die von den sozialen Beziehungen in der Ökonomie und von organisierten Interessen gesetzt werden, so wichtig ist es, Politik nicht nur als Residuum dieser restriktiven Bedingungen aufzufassen. Diese Bedingungen selber gehen in den Kernbereich der Politik ein, und das „Politische“ besitzt als soziales Handlungsfeld ein Eigengewicht, weil sich hier spezifische soziale Interaktionsmuster ausbilden wie in anderen gesellschaftlichen Handlungssphären auch.

5: Eine solche Vergesellschaftungsgeschichte ist genuin eine Geschichte sozialer Beziehungen. Man kann die Dichotomie zwischen Struktur und Handeln nur überwinden, wenn man beide Kategorien *relational* anlegt. Strukturen sind demnach relativ dauerhafte soziale Beziehungsgefüge zwischen Akteuren, die mit charakteristischen Macht-, Deutungs- und Normierungsressourcen ausgestattet sind. Eine solche relationale Wende in der sozialhistorischen Begriffsbildung kann das mißliche Dilemma in der gegenwärtigen Debatte auflösen, das darin besteht, die Mikro- und die Makrodimension der Geschichte ständig gegeneinander auszuspielen. Voreilig hat die Sozialgeschichte das Argument der „Mikrogeschichte“ als emphatische Idyllisierung verworfen, Geschichte spiele sich dort ab, wo die Menschen sie machten. Wenn man akzeptiert, daß Geschichte ein Resultat menschlicher Praxis ist, dann erscheint die Vorstellung nur noch wenig plausibel, es könne über dieser Mikroebene subjektiver Handlungen eine unabhängige Makrodimension wirklich wichtiger historischer Entwicklung schweben. Makrogeschichte zu schreiben heißt dann nämlich nichts anderes, als historische Interaktionszusammenhänge mit besonderer gesellschaftlicher Relevanz zu identifizieren. Diese besondere Wirkungsmächtigkeit gilt es aus dem Netzwerk hierarchischer Mikrobeziehungen zu rekonstruieren. Die „Mikrogeschichte“ hat sich der Frage nach den gesellschaftlichen Zusammenhängen zuweilen aus einem politisch motivierten antiinstitutionellen Impuls entzogen. Oder aber sie hat die Relevanz solcher Zusammenhänge gelehnt, um deren „Aneignung“ durch die „kleinen Leute“, die Unterdrückten, in den Vordergrund zu rücken. Manchmal blieb man auch einfach methodisch in der Beschreibung des Kleinräumigen stecken, wobei man Clifford Geertz' „dichte Beschreibung“ zu Unrecht für eine Beschränkung auf positivistische Detailmalerei in der Quellensprache ins Feld führte. Zwingend ist das freilich nicht, und eine selbstgenügsame Einigelung in den Mikrokontexten war und ist in der Mikrogeschichte keineswegs prinzipiell angelegt.²⁸ Für eine mikrohistorisch erweiterte Sozialgeschichte und eine gesellschaftstheoretisch erweiterte Mikrogeschichte besteht ein weites Feld der Konvergenz.

kropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in Großunternehmen des 20. Jahrhunderts, Essen 1994, S. 48–106.

28 Vgl. dazu die erfreulich selbstkritische und anschließfähige Diskussion bei: Sarasin, Arbeit, Sprache – Alltag, und Sieder, Alltagsgeschichte.

Denn gerade aus der Anerkennung der Tatsache, daß historische Phänomene sich immer auf der Ebene konkreter Akteure abspielen, ergibt sich die anspruchsvolle Aufgabe, die Vernetzung und Hierarchisierung von Mikrokontexten zu größeren, gesellschaftlich relevanten Interaktionskontexten zu rekonstruieren.

6. Wenn es überall konkrete historische Akteure sind, die gesellschaftliche Strukturen beleben, bewohnen und gestalten, und wenn ihre Praxis nicht ohne Rekurs auf ihre Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu erklären ist, dann erfordert eine gehaltvolle Rekonstruktion komplexer Vergesellschaftungsprozesse, den Facetten- und Ausprägungsreichtum historischer Identitäten zu akzeptieren. Das betrifft *zum einen* Kollektivsubjekte, die eben nicht aus der Reduktion konkurrierender Identitäten auf die eigene Gruppenzugehörigkeit entstehen, sondern oft aus kunstvollen Arrangements verschiedenster Teilidentitäten, die vom Vorhandensein spezifischer Guppenressourcen und „social skills“ elementar abhängen. Der sozialhistorische „Klassenbegriff“, wie er in der „Klassenbildungsgeschichte“ Eingang gefunden hat, hat sich als defizitär erwiesen, weil er weit stärker auf die Klassifikation von Gruppenbildungsprozessen *innerhalb* der Arbeiterklasse abzielt als auf das Vermessen von Handlungsfeldern, die sich aus der Existenz von *Klassenbeziehungen* – Beziehungen *zwischen den Angehörigen verschiedener Klassen* – ergeben. Kollektives Handeln im Sinne von Organisation und Konflikt ist, ganz im Sinne von Weber, auf einer niedrigeren Generalisierungsebene anzusiedeln als auf der der Klassenbeziehung. Eine identische strukturelle Ausgangslage kann vielen formell unterschiedlichen Ausprägungen gemeinsam sein; nicht selten aber sind es gerade diese Formdifferenzen, die über die Möglichkeit und die konkreten Varianten von Gruppenbildung und kollektiver Aktion entscheiden. Es ist unrealistisch, „Klassen“ nur dort eine Existenz zuzubilligen, wo es Konflikte gibt und eine Organisation besteht, die selbst eine Klassenrhetorik verwendet. Eine solche Begriffsstrategie verengt und blockiert nämlich eine unverzichtbare Strukturkategorie sozialer Ungleichheit, die für die Analyse moderner Gesellschaften nach wie vor die präzisesten Einsichten vermittelt.²⁹ *Zum anderen* bietet die relationale Fassung der Strukturkategorie die Chance, die komplexen Arrangements individueller und kollektiver Identitäten in ihrer – wechselnden – Architektur zu rekonstruieren. Und dazu gehört in der Tat, die Kategorie des „Geschlechts“ aus dem Ghetto einer Sondergeschichte mit vermeintlich eigenem Gegenstandsbereich zu befreien und zu einem begrifflichen Aspekt *jeder* Beziehungsgeschichte aufzuwerten.³⁰ Nicht obwohl, sondern

29 Vgl. Welskopp, Ein modernes Klassenkonzept.

30 Vgl. G.-F. Budde, Das Geschlecht der Geschichte, in: Mergel u. Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft, S. 125–50; U. Frevert, Frauengeschichte – Männergeschichte – Geschlechtergeschichte, in: L. Blattmann u. a. (Hg.), Feministische Perspektiven in der Wissenschaft, Zürich 1993, S. 23–40; dies., Klasse und Geschlecht – ein

weil sich beispielsweise die frühen deutschen Sozialdemokraten ausdrücklich als „Männer“ verstanden, konnten sie sich als Mitglieder einer kämpferischen und ehrenvollen Klassenbewegung ausgeben. Klassenbeziehungen, Geschlechterbeziehungen, konfessionelle, ethnische und nationale Teilidentitäten konkurrieren nicht notwendig miteinander. Sie bilden in der Regel komplementäre Bausteine für komplexe Identitätskonstruktionen, die zuweilen so eng zusammenhängen, daß sie als Chiffre der jeweils anderen erscheinen.

7. Die unglückliche Dichotomisierung der bei näherem Hinschauen gar nicht gleichgewichtigen Begriffe „Gesellschaft“ und „Kultur“ hat die moderne Sozialgeschichte mitzuverantworten. In ihrer Gesellschaftskonzeption besitzt „Kultur“ eben lediglich den Stellenwert eines um kulturelle Inhalte kristallisierten institutionellen Komplexes. „Kultur“ in diesem Sinne steht außerhalb von Ökonomie und Politik, ist für eine politische Sozialgeschichte also nicht erklärungsrelevant.³¹ Die Kulturhistorikerinnen und Kulturhistoriker haben demgegenüber auf dem wirklichkeitskonstituierenden Charakter kultureller Deutungen und ihrer sprachlich-diskursiven Vermittlungsformen insistiert. Soziale Verhältnisse seien demgemäß in kulturellen Mustern im Hegelschen Sinne „aufgehoben“. Konsequenterweise könne man jene nur durch die Analyse dieser semantischen Knotenpunkte hinreichend erschließen. Daraus könne man schlüssig begründen, daß der „mechanistische“ Zentralbegriff der Gesellschaft als Bezeichnung sozialer Gesamtzusammenhänge aufzugeben und durch den der „Kultur“ zu ersetzen sei.³² Damit werden aus berechtigten Anliegen aporetische Schlüsse gezogen. Eine relationale Fassung des Strukturbegriffs schließt die Deutungs- und Kommunikationskomponenten des Handelns ein, die somit in *jeder* Interaktion enthalten sind. Semantische Knotenpunkte bilden in der Tat notwendige Orientierungspunkte für die handelnden Zeitgenossen in der fortwährenden Steuerung ihrer Praxis. Aber „Kultur“ zu einem neuen Synthesebegriff zu adeln, hieße vor-

deutscher Sonderweg? in: L. Barrow u. a. (Hg.), Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte, Münster 1991, S. 259–70; G. Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: GG 14, 1988, S. 364–91.

31 Vgl. J. Kocka, Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, Göttingen 1977, S. 107.

32 Vgl. zuletzt: Vierhaus, Rekonstruktion historischer Lebenswelten, S. 9: „Schließt doch der Begriff der Kultur mehr als der der Gesellschaft den gesamten Bereich des Verhaltens der Menschen, ihres Innenstehens in konkreten sozialen Strukturen und ihres individuellen und sozialen Handelns ein“. In seiner Konkretisierung dagegen wird deutlich, daß „Kultur“ schließlich doch sozialer „Praxis“ gegenübergestellt und als symbolisch verdichteter Teilbereich subjektiver Wahrnehmung und Weltdeutung verselbständigt wird, so auf S. 22, wo die Bereiche der „Gesellschaft (Institutionen, soziale Praxis)“, der „Kultur (Werte, Normen, Symbole, Sprache)“ und der „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ unterschieden werden, wenn Vierhaus auch ihre Komplementarität betont. Es geht aber in dieser Debatte weniger um Komplementarität als um die Integrationsfähigkeit konkurrierender Synthesebegriffe. Daraus ergibt sich, daß der Kulturbegriff keineswegs umstandslos eine überlegene Integrationsfähigkeit reklamieren kann.

auszusetzen, daß gesellschaftliche Realität immer und überall vollständig in diesen Knotenpunkten enthalten ist bzw. daß hohe symbolische Aufladungen von einer privilegierten gesellschaftlichen Relevanz des jeweiligen Phänomens zeugen, die es im Umkehrschluß erlaubt, andere, weniger symbolbewehrte Phänomene zu vernachlässigen. „Kulturgeschichte“ in einem solchen verabsolutierenden Sinne droht letztlich, sich auf eine Geschichte semantischer Verdichtungen und Diskursstrukturen zu verengen.³³ Dagegen ist aufrechtzuerhalten, daß unter den Handlungsbedingungen immer auch solche sind, die den Akteuren nicht voll bewußt sind, die sie reflektieren und artikulieren *könnten*, die aber nicht artikuliert *werden*, sondern *uneingestandenermaßen* das Feld des Handlungsmöglichen mit bestimmen.³⁴ Menschliche Praxis orientiert sich an Deutungsschemata ihres sozialen Kontextes. Diese aber sind nicht autonom, sondern erfahrungsgebunden und empfindlich gegenüber Konfrontationen mit nicht-kommensurablen Handlungsbedingungen. Keineswegs verkörpern die symbolischen Verdichtungen der Wirklichkeit daher eine Gesamtschiffre historischer Realität. Soziale Praxis beinhaltet immer symbolische – sprich: kulturelle – Elemente. Z.T. entstehen um symbolische Systeme spezialisierte kulturelle Praxisformen. Diese Einsicht muß in die grundlegenden Konzeptionalisierungen der modernen Sozialgeschichte einfließen. Dagegen wäre es ein Irrweg, der These zu folgen, daß „Kultur“ mit Praxis schlechthin identisch ist und „Gesellschaft“ vollständig einschließt. Ein auf den Vorstellungen sozialer Praxis gründender Gesellschaftsbegriff bleibt als Synthesekonzept dem Gegenvorschlag der „Kultur“ weit überlegen; allerdings setzt das eine solche „praxeologische“ Grundlegung, die eine wirkliche Integration von „Kultur“ ermöglicht, zwingend voraus.

8. In der Debatte zwischen Sozialhistorie und Kulturgeschichte hat sich erstere eigentümlich schwergetan. M.E. liegt das daran, daß die Reflexion über den Status von Theorie in der Sozialgeschichte vorzeitig stehengeblieben ist. Ihr reflexives Potential bleibt darauf ausgerichtet, die Relevanz von Theorie in der Geschichtswissenschaft gegenüber atheoretischen Positionen zu begründen. Es stößt dort an seine Grenzen, wo es um die Konkurrenz von Theorien und die Bewertung unterschiedlicher Ansätze geht. Mit der Öffnung gegenüber den sog. „systematischen“ Sozialwissenschaften hatte man Bündnispartner für die innerhistorische Debatte gesucht. Zugleich aber sehe ich in der Selbststilisierung zu einer *Historischen*

33 Vgl. Mergel, Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“? S. 76.

34 Vgl. neuerdings: S. Lash, Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft, in: U. Beck u.a., Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt 1996, S. 195–286; 271 ff. Anthony Giddens hat zwischen dem diskursiven „Wissen, daß“ – Strukturwissen – und dem weitgehend nichtdiskursiven „Wissen, wie“ – Handlungswissen – unterschieden. Auch Pierre Bourdieus Begriff des „Habitus“ besitzt Komponenten des nichtsprachlichen Selbstverständlichen, wenn er die Handlungssteuerung durch Distinktion beschreibt.

Sozialwissenschaft auch den Versuch, einen verschwommen bleibenden Bereich der „eigentlichen“, „historischen“ Geschichte gegenüber durchgreifender theoretischer Durchdringung zu immunisieren. Die Forderung nach einem lediglich „instrumentellen Theoriegebrauch“ ist *auch* eine stillschweigende Konzession an einen konventionellen quellenoptimistischen Positivismus. Natürlich ist Theoriegebrauch kein Selbstzweck. Aber „instrumenteller Theoriegebrauch“ soll ja auch bedeuten, daß zwischen „Theorie“ und „Geschichte“ säuberlich zu unterscheiden ist, daß „Theorieanwendung“ eine theoriegeleitete, aber nicht von theoretischen Elementen durchdrungene und strukturierte Darstellung ermöglicht, und daß die Auswahl und Verwendungsweise von „Theorie“ für die Lösung historiographischer Probleme letztlich wenn nicht folgenlos, so doch *von der historischen Darstellung* kontrollierbar bleibt. Das ist zu bezweifeln. Die Folge eines solchen Vorgehens ist der vorzeitige Abbruch der theoretischen Reflexion in der historischen Arbeit. Theoriegebrauch im Weberischen Sinne holt dagegen theoretische Deutungselemente in den historischen Forschungsprozeß selber hinein, in einem schleifenförmigen Verfahren von Erschließung der Empirie, Differenzierung und Modifikation des begrifflichen Arsenal. An einem immer nur willkürlich zu setzenden Schlußpunkt stünden *sowohl* die theorieinformierte plausible Erklärung eines historischen Phänomens *als auch* eine gewisse Bandbreite theoretischer Schlußfolgerungen. Diese allein bilden das generalisierungs- und anschlussfähige Substrat einer Geschichtswissenschaft, welche Aussagen treffen will, die über die betrachteten historischen Kontexte hinaus Geltung beanspruchen.³⁵ Damit aber müßte *historische Theoriebildung* zu einem Teil des historischen Forschungsprozesses selber werden. Das ist übrigens keine revolutionäre Forderung, sondern der Versuch, das ursprüngliche Programm der *Historischen Sozialwissenschaft* endlich einzulösen. So kann man u. a. bei Hans-Ulrich Wehler 1979 lesen: „Während der Arbeit verändern [theoretische Ansätze] sich, wirken Hypothesen und Quellen wechselseitig aufeinander ein. Das eigentliche Ziel besteht in der eigenen Theoriebildung der Historiker, in dem, was wir die Entwicklung historischer, d. h. zeitlich und räumlich in aller Regel begrenzter Theorien nennen, die gleichwohl genug allgemeine Elemente enthalten (z. B. marktbedingte Klassen in industriekapitalistischen Gesellschaften), daß sie den Vergleich ermöglichen, erweitern, erfordern.“³⁶ „Instrumenteller Theoriegebrauch“ als Verpflichtung zu quellennaher Plausibilitätssicherung und zur Kategorienmodifikation, als Gegengift zu hermetischer Begriffsdrehschei, dürfte unstrittig sein. Allzu oft aber hat diese Formel dazu gedient, Kritik an der Verwendung spezifischer Bezugsrahmen abzublocken und

35 Vgl. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg, S. 365 ff.

36 H.-U. Wehler, Fragen an Fragwürdiges. Eine gedämpfte Replik auf Golo Manns „Plädoyer“, in: Kocka u. Nipperdey (Hg.), Theorie und Erzählung, S. 57–60; 60.

das Zurückscheuen vor dem Aufstieg vom – bereits theoretisch erschlossenen – Konkreten zum Abstrakten zu begründen.

9. Das trifft vor allem auf die modernisierungstheoretische Fixierung der *Historischen Sozialwissenschaft* zu. Man kann sogar mit guten Gründen formulieren, daß es jener modernisierungstheoretische Kern und seine zunehmend begriffslose Unbeweglichkeit sind, die die Vehemenz der kulturhistorischen Absetzbewegung provoziert haben. Es ist kaum zu leugnen, daß auch die immer wieder erhobene Forderung nach „Flexibilisierung“ den linearen, hierarchisierenden und Konstellationen verzeitlichenden Charakter der Modernisierungstheorie nicht aufheben, sondern nur camouflieren kann. Auch in ihren flexibelsten Varianten reduziert die Modernisierungstheorie die Erklärung gesellschaftlichen Wandels auf einen Wirkungszusammenhang zwischen wenigen Variablen, der nicht wirklich als Konstellation kategorial rekonstruiert, sondern evolutionär in die Länge gezogen und damit zeitlich mediatisiert wird. Zentrale Vorstellungen, etwa vom Zusammenhang zwischen Marktwirtschaft und Demokratie, werden nicht etwa durch theoretische Konzeptionalisierung präzisiert, sondern durch Verweis auf (vermeintlich) beispielhafte historische Realisierungen gesetzt. Daraus folgt die Reduktion von Ausprägungsp pluralität bei struktureller Gleichheit auf die dichotomisierenden Konjunktionen von „Norm“ und „Abweichung“ bzw. von „modern“ und „traditional“.³⁷ Es kann aber viele – durchaus konkurrenzfähige – Komplexitätsausprägungen von „moderner Gesellschaft“ geben. Immer wieder wird unterschätzt, wie fast ununterscheidbar nahe sich Elemente kommen, die die Modernisierungstheorie säuberlich in „moderne“ und „traditionale“ scheiden will. Darüber hinaus hat sich als Dilemma erwiesen, daß die Modernisierungstheorie zweierlei zugleich sein will: eine Theorie des historisch einmaligen Umbruchs zum vielfältig ausgeprägten, dynamischen Gesellschaftstyp der Moderne und ein Bezugsrahmen für den Wandel in den modernen Gesellschaften.³⁸ Damit kollabiert sie die verschiedensten Formen gesellschaftlicher Dynamik in einen einzigen linearen Prozeß struktureller Anpassung. Abstrahiert man von der Durchbruchperiode der modernen Gesellschaft, von der her die Modernisierungstheorie ihre begriffliche Verortung und normative Orientierung bezieht, dann bleibt sogar nichts als eine vage Vorstellung von institutionellen Anpassungen an Wandel in anderen Bereichen übrig: Das erklärt m.E. die Irritationen, die die Anwendung des Modernisierungsbegriffes auf die Zeit des Nationalsozialismus ausgelöst hat.³⁹ Letztlich illustriert die fortwährende Domi-

37 H.-U. Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975, bes. S. 14 f.

38 Vgl. ausführlich: T. Mergel, *Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne*, in: ders. u. Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, S. 203–32.

39 Vgl. hierzu neuerdings die differenzierten Beiträge in: M. Frese u. M. Prinz (Hg.), *Politi-*

nanz der Modernisierungstheorie in der *Historischen Sozialwissenschaft* eine mittlerweile stark gewachsene Scheu vor der gesellschaftstheoretischen Debatte. Flexibilität ist vielerorts zur theoretischen Beliebigkeit geworden und hat einen schleichenden Theoriorelativismus gefördert. Aus diesem Grunde widersprechen sich die Vorwürfe der Überflexibilisierung und der Unbeweglichkeit nicht: Die Formel von der „Flexibilisierung“ besitzt einen rein rhetorischen Charakter, der den starren Kern der Modernisierungstheorie intakt läßt, indem er ihn durch Differenzierungsgesten ohne theoretische Substanz von der Kritik und von konkurrierenden Konzepten immunisiert.

10. In der *Historischen Sozialwissenschaft* hat in diesem Zusammenhang die – thematisch durchaus legitime – Fixierung auf die *Sonderwegsdebatte* theoretisch besonders verengend gewirkt. Denn man interessierte sich in ihrem Kontext seit langem nicht mehr gleichgewichtig für die Systembedingungen der Moderne und deutsche Sonderentwicklungen, die man für den Aufstieg des Nationalsozialismus verantwortlich machte, bzw. für die Kombination aus modernen und nichtmodernen Faktoren des Sonderwegs. Dadurch, daß man die modernisierungstheoretischen Vorgaben nicht mehr problematisierte, konnte jede deutsche Abweichung von diesem Modell als Sonderwegselement definiert werden, dessen theoretischer Status offen blieb, das aber tendenziell mit der Vormoderne identifiziert wurde. Die Verbindung von Modernisierungstheorie und *Sonderwegsthese* hat die Gesellschaftsgeschichte Deutschlands nicht theoretisch gehaltvoller gemacht, sondern sie „entheoretisiert“: als eine Geschichte singulärer Modellabweichungen und „Sonderfälle“, die letztlich auf unkontrollierbare *ad hoc*-Erklärungsmuster verwiesen bleibt und den Stellenwert der einzelnen Faktoren nicht mehr modellimmanent bestimmen kann. Die Modernisierungstheorie dagegen reduzierte sich auf einen unverbindlichen Normenkatalog, der vor Konfrontationen mit der historischen Realität geschützt blieb und gegenüber dem Projekt der Moderne jeden kritischen Impetus verlor.⁴⁰

Die *Historische Sozialwissenschaft* und die *Gesellschaftsgeschichte* zeigen Alterserscheinungen. Als Plattform für die innovative Weiterentwicklung der Sozialgeschichte haben sie sich aber nicht überlebt. Notwendig ist allerdings mehr als ein Fassadenlifting oder eine nur äußerliche Verschönerung strukturalistischen Waschbetons durch kulturhistorische „Kunst am Bau“-Ornamente. Gefragt ist eine Entkernung ihres theoretischen Begriffsskeletts. Die oben skizzierte „praxeologische“ Wende, die auch ein Stück hermeneutische Wende einschließt, ist unerlässlich, die handlungs-

sche Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven, Paderborn 1996.

40 Vgl. etwa: H.-U. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, München 1995, S. 461–91, 1250–95.

theoretische Neufassung des „Strukturbegriffs“ deren Grundbestandteil. Die Vermittlung von Mikro- und Makrogeschichte, das Verständnis von „Gesellschaft“ als je konkreter „Vergesellschaftung“, die relationale Integration der ethnischen, religiösen und Geschlechterdimensionen und eine genuin soziale Geschichte der Institutionen erwachsen aus diesem Grundschritt als produktive Potentiale. Auf dieser Basis kann auch die Modernisierungstheorie überwunden und zu einer erst noch zu entwickelnden „Theorie der modernen Gesellschaft“ aufgefächert werden. *Gesellschaftsgeschichte* kann sich zu *Vergesellschaftungsgeschichte* erweitern und *Historische Sozialwissenschaft* zu einer sprachsensiblen, kontextbewußten, kulturorientierten *Historischen Gesellschaftswissenschaft* mit eigenem theoretischen Selbstverständnis. Auf der Basis einer solchen Reorientierung läßt sich dann, so meine ich, höchst zukunftssträftig mit einigen eigentlich *traditionellen Pfunden* der modernen Sozialgeschichte wuchern:

1. Die Orientierung auf die moderne Gesellschaft, die mehr ist als ein Konglomerat aus Kapitalismus, Industrie und Demokratie, ist als Fluchtpunkt historischer Forschung nicht überholt. Man sollte dies neu zu begründen suchen. Die Moderne ist gerade in unserem Zeitalter analysewürdiger denn je, und sie ist immer komplexer und widersprüchlicher gewesen, als modernisierungstheoretisch zu erfassen war.⁴¹ Zur Moderne gehört neben Rationalismus auch neue Romantik und neuer Mystizismus, neben der Bildung neuer Kollektive auch die – wenn auch ideologische – Konstituierung der individuellen Persönlichkeit, neben der Individualisierung sowohl die Leugnung neuer Gemeinschaftsbildungsprozesse (etwa auf der Basis der Klasse) als auch die selbstvergewissernde Beschwörung virtueller Gemeinschaften wie der Nation. Fundamentalismus existiert auch in modernen Gesellschaften, forcierte wirtschaftliche Dynamik kann Altes gerade konservieren – all das sind Problemkomplexe, die eine substantielle Theorie der modernen Gesellschaft zu integrieren hätte. Die Moderne reduziert sich nicht auf Modernismus. Das Beharren auf dem Fluchtpunkt „moderne Gesellschaft“ führt nicht notwendig zu Neuzeitifizierung und methodischem „Eurozentrismus“. Vielmehr erwächst aus der Entgrenzung des Modernisierungsparadigmas, aus dem notwendigen Abschied von seiner lieb gewonnenen Gewißheit, davon ausgehen zu können, daß es nur einen „Normalfall“ von Moderne und viele defizitäre Abweichungen gibt, der Bedarf an intertemporalen und außerwestlichen Vergleichen, die erst präzise zu identifizieren erlauben, wie breit das Formenspektrum der Moderne eigentlich ist und was dieses von „dem Anderen“ – nicht weniger komplexen, nicht notwendig defizitären – denn wirklich un-

41 A. Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt 1995; ders., *Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie*, Frankfurt 1997; Beck u. a., *Reflexive Modernisierung*.

terscheidet.⁴² Es gilt, den realgeschichtlichen „Eurozentrismus“ der modernen Gesellschaften inklusive ihrer Ausstrahlungskraft auf andere Gesellschaftsformen erst wirklich zu bestimmen.⁴³

2. Die Verbindung zwischen Ökonomie und Gesellschaft hat die Sozialgeschichte immer stark gemacht. Daran gilt es, auf der Basis der „praxeologischen“ – und damit auch kulturellen – Erweiterung festzuhalten. Eine *soziale* Analyse des Kapitalismus und der Industrialisierung steht im Grunde noch aus, ebenso wie eine Rekonstruktion systemtypischer Muster sozialer Ungleichheit, in die die relationale Perspektive einfließen muß. So kann es gerade eine erweiterte *Historische Gesellschaftswissenschaft* sein, die sich als besonders geeignet erweist, die zählbaren Muster der kapitalistischen Klassengesellschaft in ihrer kulturellen Komplexität zu identifizieren und in ihrer Bedeutung auch für die Gegenwart darzustellen, um damit Schneisen durch postmoderne Beliebigkeiten, „neue Unübersichtlichkeiten“ und die vielen eindimensionalen Bindestrich-Gesellschaftsentwürfe zu schlagen, die schneller veralten, als sie rezipiert werden können.⁴⁴ Es kann nicht sein, daß die Geschichtswissenschaft in einer Zeit gravierendster sozioökonomischer Umstrukturierungsprozesse weltweiten Ausmaßes die Frage nach den Kernstrukturen der modernen Gesellschaft aus dem Auge verliert und mit dem völligen Rückzug auf die dritte Ebene des Symbolischen ihr gesellschaftskritisches Potential aufs Spiel setzt. Gesellschaftskritik, und damit auch eine zeitgemäße Kapitalismuskritik, drängt sich als höchst aktuelles Thema wieder auf: Nicht zuletzt durch eine sozialtheoretische und kulturelle Erweiterung könnte eine *Historische Gesellschaftswissenschaft* etwa mit der Analyse sozialer Beziehungen in Unternehmen oder mit der Untersuchung ihrer widersprüchlichen Umweltdeutungen so manchen Rationalitätsanspruch der Marktwirtschaft als Selbstvergewisserungsmythos entlarven.⁴⁵ In der jüngeren, amerikanischen Sozialgeschichte gibt es vielversprechende Ansätze zu einer kultursensiblen Verbindung von Produktions- und Konsumgeschichte, die den sozialen Prozeß des Kapitalismus stärker in die Breite

42 Hier bieten sich breite Berührungsflächen zur Kulturanthropologie, die auf durchaus fruchtbare Weise betont, daß auch scheinbar Vertrautes „fremder“ ist als gewohnt und daher einer in die Tiefe gehenden Analyse bedarf. J. Matthes, *The Operation Called „Vergleichen“*, in: ders. (Hg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen 1992, S. 75–99; J. Osterhammel, *Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft*, in: Haupt u. Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich*, S. 271–313.

43 Vgl. Mergel, *Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“?* S. 74.

44 Wehler, *Von der Herrschaft zum Habitus*, in: *Die Zeit*, Nr. 44, 25. 10. 1996, S. 46.

45 In bezug auf die Technologie in kapitalistischen Unternehmen hat dies die angelsächsische Technikgeschichte, die immer mehr eine Sozialgeschichte der Technik war als ihr deutsches Pendant, auf sehr fruchtbare Weise getan. Vgl. etwa: P. Scranton, *The Workplace, Technology, and Theory in American Labor History*, in: *International Labor and Working Class History* 35, 1989, S. 3–22; P. L. Robertson u. L. J. Alston, *Technological Choice and the Organization of Work in Capitalist Firms*, in: *EHR* 45, 1992, S. 330–49.

ausleuchten, als es die Fixierung auf den „Industrialismus“ bislang nahegelegt hat.⁴⁶ Auch die Erforschung des ländlichen Kapitalismus hat das Verständnis dieses ökonomischen Ressourcen- und Regelsystems gerade in seinen *kulturellen* Dimensionen deutlich vertieft. In Deutschland könnte unter diesen Gesichtspunkten etwa das Verhältnis von Kapitalismus und Industrialisierung neu interpretiert werden. So war das Eindringen der kapitalistischen Kommerzialisierung in das städtische Handwerk ein weit komplexerer und gesellschaftsgeschichtlich bedeutsamerer Vorgang, als die Kategorien des *Vereins für Socialpolitik*, die die Sozialgeschichte bislang eher unkritisch entlehnt hat, zu erfassen erlauben. Die Pointe dieser amerikanischen Ansätze liegt gerade darin, ein kulturhistorisch und sozialanthropologisch erweitertes Analyseinstrumentarium auf die *traditionellen* Gegenstandsbereiche der Sozialgeschichte anzuwenden, die m. E. ihre gesellschaftliche Relevanz auch im Gegenwind des Zeitgeistes nicht eingebüßt haben.⁴⁷

3. Gleiches gilt *mutatis mutandis* für die Analyse politischer Prozesse. Eine *soziale* Geschichte des Politischen in der modernen Gesellschaft existiert bislang nur in Ansätzen; ihr dürfte ein großes Stück Zukunft gehören.⁴⁸ Die Rolle des modernen Staates, die Folgen seiner unterschiedlichen Begründungsmuster in verschiedenen Gesellschaften, die Transformationsprozesse sozialer Impulse in Politik, die Formen und Wirkungen politischer Rituale, die Neuerfindung und das Vergessen von Geschichte als Teil ideologischer Deutungskultur und die Politik als sozialer Raum, als Handlungsfeld für Gemeinschaftsbildungen spezifischer Art könnten u. a. produktiv anzugehende Problemkomplexe darstellen.⁴⁹ Insgesamt deutet sich eine „soziale Politikgeschichte“ an, die aus der Verengung des Politikbegriffes ausbricht, welche sich aus der Konzentration auf die *Sonderwegsproblematik* ergeben hat. Sie kann in den höchst interessanten Bereich einer Phänomenologie des „Politischen“ in der Moderne vorstoßen, die auch vermeintlich unproblematische Vorstellungen wie die von der „Demokratie“ im Modernisierungsdiskurs neu hinterfragt. Daraus er-

46 L. Cohen, *Making a New Deal. Industrial Workers in Chicago, 1919–1939*, New York 1990.

47 Vgl. dazu neuerdings: P. Nolte, *Amerikanische Sozialgeschichte in der Erweiterung. Tendenzen, Kontroversen und Ergebnisse seit Mitte der 1980er Jahre*, in: AfS 36. 1996, S. 363–94; bes. S. 373–77; 379 ff.

48 Richtungsweisend ist etwa: D. Montgomery, *Citizen Worker. The Experience of Workers in the United States with Democracy and the Free Market during the Nineteenth Century*, Cambridge 1993. Wie sehr die politische Geschichte sozialer Bewegungen von einer kulturhistorischen Erweiterung profitieren kann, zeigt: K. M. Mallmann, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996. Vielversprechend sind neuere Ansätze in der historischen Wahlforschung, die Wahlkultur in ihre Analysen einzubeziehen: T. Kühne, *Dreiklassenwahlrecht und Wahlkultur in Preußen 1867–1914. Landtagswahlen zwischen korporativer Tradition und politischem Massenmarkt*, Düsseldorf 1994.

49 Vgl. etwa C. Tacke, *Nationale Symbole in Frankreich und Deutschland*, in: Haupt u. Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich*, S. 131–54.

gibt sich eine willkommene Dezentrierung historischer Politikanalyse. Auch in einer solchen „sozialen Politikgeschichte“ können sozial- und kulturhistorische Perspektiven, sozialgeschichtliche und kulturanthropologische Aspekte eine fruchtbare Verbindung eingehen. Dabei bleibt, wie der Verlauf der Goldhagen-Debatte gezeigt hat, die *Sonderwegsfrage* eine legitime und wichtige Analyseproblematik unter anderen, wenn auch die *Sonderwegsthese* in vielen Bereichen an Plausibilität eingebüßt hat. Zugleich zeichnen sich Deutungspotentiale ab, die politische Relevanz besitzen: Das Dilemma heutiger politischer Systeme etwa, aus konkurrierenden Anforderungen ständig kumulierende Regelungszuständigkeiten abzuleiten und gleichzeitig an Steuerungskapazität zu verlieren, besitzt eine historische Dimension. Deren Erforschung verspricht aufklärende Orientierung für die Gegenwart.

4. Eine so verstandene *Historische Gesellschaftswissenschaft* steht der Kulturgeschichte nicht diametral gegenüber. Man wird viele der in ihrem Rahmen entstehenden Studien, das zeigen einige Beispiele bereits heute, ohnehin nicht eindeutig der einen oder der anderen Richtung zuordnen können.⁵⁰ Eine Kulturgeschichte, die ernst macht mit dem Programm, soziale Praxis mit einzuschließen, dürfte sich von einer Vergesellschaftungsgeschichte, die die kulturellen Deutungen integriert, nicht grundsätzlich unterscheiden. Damit wird das Problem des „Labelling“ letztlich zur Nebensache.⁵¹ Aber es bleibt schon ein Unterschied, ob man bei der Analyse sozialer Praxis symbolische und rituelle Elemente einbezieht und Symbole und Rituale als eigenständige Praxisformen untersucht, oder ob man letztlich die Geschichte der Symbole und des Rituals als Geschichte sozialer Praxis schlechthin ausgibt. Wenn Kulturgeschichte nicht zeigen kann, daß sie auch auf alte Fragen überlegene Antworten zu geben vermag; wenn sie die Beschäftigung mit solchen Fragen als überholt, als „smoke stack history“, verwirft; wenn sie, durch Themenwahl und Darstellungsgenres ausgewiesen, sich im Grunde einen eigenen, begrenzten Gegen-

50 Vgl. etwa: U. Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991; G.-F. Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien, 1840–1914*, Göttingen 1994; K. Canning, *Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History*, in: AHR 97. 1992, S. 736–68; T. Mergel, *Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914*, Göttingen 1994; K. Weinbauer, *Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafentarbeiter 1914–1933*, Paderborn 1994; P. Nolte, *Gemeindeliberalismus in Baden. Tradition – Radikalismus – Republik*, Göttingen 1993; C. Tacke, *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995; T. Welskopp, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn 1994; vgl. auch bereits: F.-J. Brüggemeier, *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1919*, München 1983.

51 Vgl. R. D. Precht, *Kultur. Ein Plädoyer gegen die kulturelle Belanglosigkeit der Kulturwissenschaften*, in: *Die Zeit*, Nr. 29, 12. 7. 1996, S. 29.

standsbereich zuschneidet und diesen als universalgeschichtlichen Themenkanon ausgibt, dann kann sie ihren zuletzt erhobenen Absolutheits- und Überlegenheitsanspruch gegenüber einer erweiterten *Vergesellschaftungsgeschichte* keineswegs legitim begründen. Mit theoretischen und konzeptionellen Argumenten in der offenen Auseinandersetzung, unter Aufnahme neuerer Ansätze aus dem eigenen „Lager“, muß die Sozialgeschichte in dieser Debatte offensiv Stellung beziehen. Disziplinäre Abschottung oder beliebiges „sowohl-als-auch“ helfen da nicht.

5. Im Streit um den Primat der „Gesellschaft“ oder der „Kultur“ muß eine zukunfts offene *Historische Gesellschaftswissenschaft* ein zeitgemäßes Konzept von „Gesellschaft“ entwickeln, wenn sie, was notwendig ist, auf diesem Synthesebegriff beharrt. Es muß geklärt werden, daß Gesellschaft aus Vergesellschaftungsprozessen individueller Akteure hervorgeht, die immer schon in soziale Beziehungsmuster eingebunden sind. Gesellschaft ist dann ein nach außen durchaus offenes Interaktionssystem, das die Gesamtheit sozialer Beziehungen und Deutungen seiner Mitglieder einschließt. Durch eine solche „praxeologische“ Fassung entgeht die Sozialgeschichte den Vorwürfen der strukturfunktionalistischen Verkürzung und der Anonymisierung der Individuen. Zugleich integriert sie – anders als der tendenziell integrationistische „Kultur“-Begriff – gesellschaftliche Kohärenz und gesellschaftlichen Konflikt. Sie kann weiter soziale Machtbeziehungen thematisieren, die über unstreitig wichtige kulturelle Verankerungen hinaus doch auch schlicht auf asymmetrischen Ressourcenausstattungen basieren. Soziale Gruppierungen werden schärfer als aus der tendenziell homogenisierenden „Kultur“-Perspektive sichtbar, wobei in den Gesellschaften der Moderne viele, ineinander verzahnte und einander überschneidende Gruppierungsmuster und Integrationseinheiten koexistieren. In die Kategorien der „Klasse“ und des „Milieus“ lassen sich dabei kulturelle Dimensionen ohne weiteres integrieren, wobei dann „Kultur“, „Mentalität“ und „Diskurs“, das ist ein unschätzbare Vorteil, nicht nur als geschlossene Bedeutungssysteme, sondern als soziale Praxis analysierbar werden, in der die Menschen – durchaus widersprüchlich, durchaus auch im Konflikt – mit den symbolischen Deutungen ihrer Umwelt umgehen.⁵² Überhaupt scheint die Aversion der „neuen Kulturgeschichte“ gegen den Gesellschaftsbegriff nicht zuletzt aus Begriffstraditionen der Kulturanthropologie zu stammen, auf die sie sich bezieht, ohne die Geschichte dieser Disziplin zu berücksichtigen.⁵³ Lange Zeit herrschte, in der Kulturanthropologie ein besonders rigides strukturfunktionalistisches Verständnis von „Gesellschaft“ vor, das alle Gesellschaften einander

52 P. Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“, in: A. Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt 1989, S. 85–136.

53 Vgl. dazu: T. Sokoll, *Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaften*, in: Mergel u. Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, S. 233–72.

gleich machte. Es blieb also nur das symbolische Reich der „Kultur“, um das Qualitative, Besondere einer beobachteten Einheit zu kennzeichnen. Ferner untersuchte man in der Kulturanthropologie und Ethnologie bevorzugt soziale Gebilde, in denen Gesellschaft homogen, abgeschlossen und mit „Kultur“ deckungsgleich war. Auch hier konzentrierte sich angesichts einfacher gesellschaftlicher Organisationsmuster das Interesse fast naturgemäß auf die qualitativen Färbungen, die diesen oft einander ähnlichen Mustern unverkennbare Individualität verliehen. Alle diese Voraussetzungen treffen jedoch auf die hochausdifferenzierten, vielfältig strukturierten Gesellschaften der westlichen Moderne nicht zu, wenn man die strukturfunktionalistische Ausdeutung von „Gesellschaft“ hinter sich gelassen hat. Gesellschaften müssen dann als komplexe, konfliktreiche, offene, teilweise zerrissene soziale Systeme mit hoher Veränderungsdynamik begriffen werden, die mit „Kultur“ nicht deckungsgleich sind, in denen kulturelle Elemente ungleich und asymmetrisch verteilt sind und in denen, im Sinne eines relativ geschlossenen Bedeutungssystems, sogar mehrere „Kulturen“ – nebeneinander, konkurrierend oder in hegemonialen Machtverhältnissen – koexistieren können. Moderne Gesellschaften müssen in ihren Organisationsprinzipien analysiert werden können, die für die soziale Praxis in ihnen eine zu hohe Bedeutung besitzen, als daß man von ihnen abstrahieren oder sie auf ihre symbolische Seite reduzieren könnte.

6. Nicht zu Unrecht entsteht der Eindruck, die „Kulturgeschichte“ erhebe den Vorwurf, daß die Sozialgeschichte historische Totalität falsch und ungerechtfertigterweise reduziert. Zuweilen scheint sie den Anspruch zu erheben, auf eine Selektion und Ausblendung von Wirklichkeitsbereichen ganz verzichten und das historische Terrain im Maßstab eins zu eins vermessen zu können. Dem Argument der falschen Wirklichkeitsreduktion kommt dabei ein gewisses Gewicht zu, das Anlaß zu kritischer Selbstreflexion geben sollte. Es deutet sich an, daß sozialhistorische Erklärungsmuster in der Zukunft komplexer und differenzierter werden, daß exemplarische Expeditionen in die Tiefe der Mikrodimensionen dabei eine größere Rolle spielen, daß die historischen Akteure aufgewertet werden, daß Typisierung die lineare Konstruktion der Modernisierungstheorie ersetzt, daß die „dichte“ Deskription und die narrative Aufbereitung exemplarischer Episoden auch als erklärende Operationen an Bedeutung zunehmen und daß historisch gesättigte Gesellschaftstheorie ein ganzes Spektrum unterschiedlicher Generalisierungsebenen vereinigt, von denen die unterste unmittelbar an die Erfahrungsebene der Zeitgenossen angekoppelt sein muß. Aber dennoch bleibt historische Arbeit notwendig ein auf Fragestellungen ausgerichtet selektiver Konstruktionsakt, der Ausblendungen historischer Wirklichkeitsbereiche dann rechtfertigen kann und muß, wenn sie für angestrebte Erklärungsmuster nachweisbar wenig Relevanz besitzen. *Historische Gesellschaftswissenschaft* will erklären und ten-

denziell gesamtgesellschaftliche oder gesellschaftlich anschlussfähige Syntheseentwürfe liefern. Das Maß der Kontexteinbettung bestimmt sich dabei aus dem notwendigen Beitrag der Kontexte zu einer möglichst validen Erklärung. Historische Totalität um ihrer selbst willen einzufangen liegt ihr zu Recht fern. Einen solchen Anspruch kann übrigens auch die „Kulturgeschichte“ keineswegs einlösen, und wenn sie dies versucht, etwa in der Konzentration auf ein Dorf oder eine exotische Kultur, dann entstehen klar benennbare Kosten, die die Sozialgeschichte vermeiden will und muß: eine thematische Einengung auf homogene, überschaubare, kleinräumige Verhältnisse und ein unreflektiertes, radikales Abkoppeln des beobachteten Mikrokosmos von den größeren Zusammenhängen, in die er zumindest in den Gesellschaften der Moderne immer eingebunden ist.⁵⁴

7. Eine verstärkte Theorieanstrengung ist auch in der Diskussion um die „linguistische Wende“ vonnöten. Nichts wäre unproduktiver als der Rückzug auf Rezeptionsverweigerung und offenen Reduktionismus.⁵⁵ Das deutliche Abflauen der Energie, mit der für die „Textmetapher“ als begrifflichem Raster für „agency“ und „Diskurs“ geworben wird, deutet auf die erwiesenen Nachteile einer solchen Begriffsstrategie hin: Soziale Praxis als „Text“ zu behandeln, unterstellt eine Geschlossenheit von Bedeutungssystemen, die gar nicht zwingend gegeben ist. Ein solches Vorgehen setzt sich arrogant über die Erfahrungen der zeitgenössischen Akteure und den subjektiven Sinn der Autoren hinweg. Es tendiert dazu, die Perspektive des Forschers zu absolutieren. Geschichte wird „eingefroren“, als Zeichensystem stillgestellt. Soziale Hierarchien und unterschiedliche Beteiligungsformen am Diskurs werden ebenso ausgeblendet wie Bereiche des Schweigens und der nichtkommunizierten – wenn auch kommunizierbaren – Macht. Auch die Kategorien der sozialen Beziehung, der sozialen Praxis und der sozialen Struktur tragen letztlich einen metaphorischen Charakter. Aber diese Metaphorik simuliert theoretisch, wie die zeitgenössischen Akteure selber sich und ihre soziale Umwelt interpretieren. Sie kann Deutungen und andere Handlungsformen unterscheiden,

54 Die Grenzen jeder „dichten Beschreibung“ in der Sozialgeschichte verlaufen dort, wo eine weitere, noch feingliedrigere Deskription keinen Zugewinn an Erklärungskraft für Interpretationen des größeren Zusammenhangs erwarten läßt, den man im analytischen Blick hat. Das Gegenmodell bilden Studien, in denen die kulturanthropologische Ausrichtung zu einer mikrohistorischen Selbstgenügsamkeit geführt hat. Vgl. exemplarisch etwa: D. Sabeau, *Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1990. Daß eine dichte mikrohistorische Phänomenologie und eine Analyse größerer Strukturzusammenhänge vereinbar sind, beweist: D. Blackburn, *Marpingen. Apparitions of the Virgin Mary in Nineteenth-Century Germany*, New York 1994.

55 Vgl. P. Jelavich, *Poststrukturalismus und Sozialgeschichte – aus amerikanischer Perspektive*, in: GG 19. 1993, S. 259–89; H. Walser Smith, *Geschichte zwischen den Fronten. Meisterwerke der neuesten Geschichtsschreibung und postmoderne Kritik*, in: GG 22. 1996, S. 592–608.

behandelt die Akteure und die sozialen Strukturen, in denen sie handeln, als komplexe, ineinandergreifende Phänomene. Dieses Unterscheidungsvermögen und das eindeutig größere sozialkonstruktivistische Potential, der Wille zu einem Realismus, den die Akteure selber haben müssen, um adäquat „weitermachen“ zu können, begründet die Überlegenheit des „praxeologischen“ sozialtheoretischen Kategorienapparats gegenüber der Textrhetorik, die in Theorie und Praxis letztlich die Sprache verabsolutiert und sich um ihren sozialen Kontext nicht mehr kümmert. Die eindeutig größere Erfahrungsnähe stützt auch die erkenntnistheoretische Prämisse der Sozialgeschichte, daß es eine – wenn auch nicht direkt und authentisch zugängliche, nur als plausibles Deutungsangebot rekonstruierbare – historische Realität auch jenseits der Zeichen gibt. Die Sozialgeschichte muß die Prämisse argumentativ vertreten, daß es ein „there out there“ gibt. Was die *Historische Gesellschaftswissenschaft* dabei offensiv ins Feld führen kann, ist das Argument ihres wertgeleiteten *Interesses* an der Existenz einer wie auch immer erschließbaren „historischen Realität“, ihres *Interesses* an der neben ihrer kommunikativen und regelproduzierenden auch *referentiellen* Qualität der Sprache. Wenn die Akteure eine „Realität“ als solche ausgeben und diesem Bild gemäß handeln, existiert auch eine solche; warum sollte eine historische Wissenschaft, die dieses Handeln erklären und seine Sinnstrukturen entschlüsseln will, ein anderes Verhältnis zu ihrem Handlungskontext entwickeln, als die Akteure selber es tun?⁵⁶ Gefordert ist jedenfalls ein neues klärendes Nachdenken über den Status von Theorie in der Sozialgeschichte, eine zeitgemäße Bestimmung der Stellung des Forschers zu seinem Gegenstand und eine Definition dessen, was wir als plausible Deutungen einer unwiederbringlich vergangenen historischen „Realität“ der Gegenwart anbieten.

8. Denn sowohl hinter der „linguistischen Wende“ als auch hinter der kulturgeschichtlichen Herausforderung stecken natürlich, wie hinter jedem historischen Ansatz, Wertbezüge, lebensweltliche Bedürfnisse und politische Verwertungsabsichten. Dieser Diskussion hat sich die *Historische Sozialwissenschaft* seit geraumer Zeit zu sehr entzogen; sie muß sie auch bei ihren Herausforderern einklagen. Das Interesse an Gruppenidentität, an einer Erforschung der „Erinnerung“ anstelle von „Geschichte“, an partikularen Geschichten der Namenlosen und Verlierer mag legitim sein, wer wollte das bestreiten. Aber dadurch werden konkurrierende Anliegen, etwa das der kritischen Gesellschaftsdiagnose in der Tradition der Aufklärung, nicht illegitim. Gefordert ist letztlich eine neue, auch politische

56 Vgl. Mergel, *Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“?* S. 76; Mergel u. Welskopp, *Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie*, bes. S. 27 f.; G. Spiegel, *Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten*, in: C. Conrad u. M. Kessel (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne*, Stuttgart 1994, S. 161–202.

Standortbestimmung der *Historischen Gesellschaftswissenschaft*.⁵⁷ Dann fällt es auch nicht schwer, unbefangen, kreativ und mutig an den Entwurf fortgeschrittener gesellschaftlicher Makrokonzepte zu gehen, die auch für die Gegenwart relevantes Orientierungswissen bereitstellen. Ein gesellschaftstheoretisches Glasperlenspiel ist dabei nicht zu befürchten, da sich solche Entwürfe in der Deutung konkreter historischer Phänomene zu bewähren haben. Das Interesse einer *Historischen Gesellschaftswissenschaft* kann nicht in historischer Identitätsspiegelung, in der kaleidoskopartigen Rekonstruktion historischer Vielfalt um ihrer selbst willen oder in der epistemologischen Aufweichung ihres wissenschaftlichen Universalitätsanspruchs liegen. Vielmehr bleibt ihr Interesse an der Erklärung gesellschaftlicher Zustände und gegenwartsrelevanter Entwicklungen dominant, und das sollte sie auch programmatisch energisch vertreten. Dabei werden übrigens die Vertreter der „Töchter“ und „Söhngeneration“ der Sozialgeschichte viel stärker in der Pflicht sein als die Generation der „Väter“, die ihre Position seinerzeit in wünschenswerter Klarheit bestimmt haben.

Die Sozialgeschichte ist ein etabliertes Unternehmen mit einer durchaus beeindruckenden Palette eingeführter Markenprodukte. Als solches besitzt sie klare Vorzüge und Schwächen. Sie kann sich auf das Marketing ihrer Stärken beschränken, ihre Schwächen in Kauf nehmen und mit geschicktem *Product Placement* einfach ihren Marktanteil verteidigen. Aber dann setzt sie die jüngere Generation von Sozialhistorikerinnen und Sozialhistorikern unnötig dem „Labelling“-Problem aus, sich zwischen den Fronten ein eigenes Profil geben zu müssen. Vorzuziehen ist es eindeutig, die Kundenfunktion in das eigene Unternehmen hereinzuholen, Ressourcen in die Produktentwicklung zu stecken, die Typenpalette zu verbreitern und das Potential der Erweiterung zu nutzen, das diese jüngere Generation verkörpert. Dazu gehört auch eine in vielen Bereichen schmerzhaft, unbequeme Revision der Unternehmensphilosophie. Aber nur durch offenen Diskurs und kreative Forschungs- und Entwicklungsarbeit läßt sich die *Historische Gesellschaftswissenschaft* fit für das nächste Jahrhundert machen. Innovative Weiterentwicklung ist dabei chancenreicher als die großen Gesten der Neuentdeckung, die in manchen Bereichen das Rad neu erfinden und in anderen unfreiwillig neue Konstruktionsfehler importieren. Aber eine gezielte, intensiv diskutierte Weiterentwicklung ist die notwendige Voraussetzung dafür, daß das Unternehmen *Historische Gesellschaftswissenschaft* lebendig, ausbaufähig und konkurrenzfähig bleibt.

Dr. Thomas Welskopp, Friedrich-Meinecke-Institut, FU Berlin,
Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

57 Diese Forderung erhebt zu Recht: Mergel, Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“? S.77. Vgl. auch: W.Kaschuba, Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft? in: GG 19. 1993, S. 445–68.